

meine etwas molligen Tanten väterlicherseits später auf die Palme gebracht haben muss. Gepflegt war sie zeitlebens – eine Dame, eine junge Dame, dazwischen etwas weniger Dame, dann eine ältere Dame. Im Tagebuch erwähnt sie Friseurbesuche, die Blusen, die Schuhe, die sie kauft, das Cocktailkleid, das sie zu Weihnachten bekommt, »Ich hatte mein blaues ausgeschnittenes Kleid an und fühlte mich richtig in meinem Element.« Wichtig ist, wie die Männer aussehen, »groß« ist gut und dass sie »modern« sind. Hinten im Tagebuch listet Lilo nach Regionen sortiert auf, was sie gelesen hat: »Indien: Pearl S. Buck: ›Und fänden die Liebe nicht‹ / Paris: Horst Biermath: ›Keiner geht an dir vorbei Cornelia‹ / Schweden: Käthe Lambert: ›Aber das Herz sucht zurück.« Und Lilo zeichnet. Eine weibliche Figur, natürlich im Pettycoat und mit aufgestecktem Pferdeschwanz, macht einen Kussmund, der wie ein kleines Herz aussieht, die Füße sind zierlich voreinander gesetzt. »Modenschau« steht darüber.

»Die erste Lieb ist über mich.« Was wäre aus Lilo geworden, wenn Dieter, die tief empfundene Liebe, »Ja« gesagt hätte, frage ich mich, und was, wenn sie mehr »Bildungschancen« gehabt hätte, wie das heute heißt, bessere Schulen, die Möglichkeit zu studieren – Modedesign etwa? Ich würde sie mir gern intellektueller vorstellen, aber ein Kopfmensch war sie nicht. Ein Herzmensch allerdings auch nicht. »Ich habe mich mit einem ganz Modernen verabredet. Gehe aber nicht hin.« Bei vielen Schauspielerinnen dieser Zeit, bei einem bestimmten Typ aparter, aber unnahbarer und komplizierter Weiblichkeit, denke ich an meine Mutter. Bei Romy Schneider wegen der Sissi-Unschuld und des Unglücks, bei Catherine Deneuve wegen der kühlen Eleganz, wegen dieses Mundes. Bei Jeanne Moreau. Immer. Wirklich. Meine Mutter. Sie war die Schönste. Eine Prise Doris Day blieb stets dabei, proper, sauber, lustig, keusch. Nichts an Lilo war offen zur Schau getragener Sexappeal, nichts erinnerte an Brigitte Bardot. Eigenartig. Alle diese Schauspielerinnen hatten Kinder. Es wirkt nicht so.

Hochzeitsnacht

Meinen Vater hat Lilo 1960 kennengelernt, in einem feinen Kellerrestaurant, dem Kilian, wo sie mit Freundinnen saß und er sie ansprach. Er stellte sich als »Architekt« vor, mit dem Nachsatz: »Würstchenarchitekt«. Das muss sie amüsiert haben. Es gibt ein Foto von ihm aus jungen Jahren an einem Kirmes-Schießstand, das Gewehr angelegt, zielt er über Kimme und Korn, ein Auge zugekniffen. Lilo hat – mit Filzstift – quer über sein Gesicht hinweg geschrieben: »Ist er nicht ein hübscher Kerl?« Die beiden waren ein schönes Paar, glamourös, und mein Vater, Franz-Josef, war eine gute Partie. Obere Mittelschicht, Metzgerssohn aus einem etablierten mittelständischen Betrieb. »Erkelenz-Roedig. Feine Wurstwaren« gehörte zu den drei größten Metzgereien in Düsseldorf und war eine Institution im sehr katholischen Stadtteil Bilk.

Die erste Zeit der Werbung muss extrem glücklich gewesen sein, Lilo erzählte noch kurz vor ihrem Tod davon: Das Ausgehen im boomenden Düsseldorf, das Tanzen in den Bars und Jazzkellern, glamourös war das, und auch die Heirat ein Jahr später wurde im aufwendigen Stil inszeniert, mit weißer, brokatusgeschlagener Kutsche, Blumenmädchen, großer Feier. Eines der Hochzeitsfotos zeigt – im Postkartenformat – die Brautleute kniend am Altar, genau im Moment des Jaworts. Mein Vater blutjung, ordentlich gescheitelt, mit schmalem, sensiblem Gesicht und spitzer Nase, er könnte ein Dichter sein, hat fromm die Augen gesenkt. Lilo in Weiß, mit blumentumkränzt Haardutt und Schleier, blickt wie ein gehorsames Mädchen zum Priester auf, der die Hände der beiden Eheleute zusammenführt. Die Roedig-Familie, halb verdeckt im Hintergrund, wirkt nicht begeistert. Niemand lächelt da. Die Mutter meines Vaters, Elisabeth, stiert in der Kirchenbank verkniffen vor sich hin, Burga, eine seiner beiden älteren Zwillingschwestern, schaut, schon verlobt und an der Seite ihres zukünftigen Mannes, genervt zur Decke auf. Die Schwestern tragen festliche Sommerkleider und ondulierte Damenfrisuren, weiße Handschuhe. Meine Mutter dagegen hat diesen feschen Dutt mit kurzem Pony und überm Kleid ein weißes, blumendurchwirktes Bolero-Jäckchen. Extravagant. Immer. Auch auf diesem Foto steht etwas. Mit blauem Kugelschreiber ist auf der Rückseite in Lilos Handschrift vermerkt: »Ewiger Bund?« – »Stete Treue?« Irgendwann hatte sie angefangen, die Fotos nachträglich mit zynischen Kommentaren zu versehen.

Noch aber ist alles gut, sehr gut. Das junge Paar blickt in die Kamera, mein Vater – so zart, verträumt, ungelent, ein Bube noch, scheint zu sagen: »Jetzt habe ich meine Frau.« Das Lächeln meiner Mutter auf diesem Bild träumt anderes: »Ich werde es zu etwas bringen.« Ich mit meiner Schönheit, ich mit meinem Stolz. Denn das ist es: Sie will sich retten, herausziehen aus den alten Verhältnissen, weg von Gertrud und dem Karnevalschunkeln, sie will aufsteigen, nicht nur zu Geld, sondern auch zu einem guten Leben, zu Eleganz, zum Geschäftsbesitz. Der Laden wird ihr Laufsteg sein.

»Volontärin« steht als Berufsbezeichnung meiner Mutter in der Hochzeitsurkunde. Von Null auf Hundert wurde sie nun Chefin eines Betriebs. Meine Großeltern väterlicherseits hatten sich schnell zurückgezogen, das Geschäft an ihren ersten Sohn übergeben und an dessen hübsche Frau, die ihnen nicht geheuer war. Hier verkaufte Lilo jetzt Fleisch und Wurst, das Nackte, das Rohe. Die Welt war aufgeteilt in Vorne und Hinten. Vorne war der Laden, den man extra noch einmal umgebaut hatte, schön gestaltet mit Kacheln, großem Schaufenster, weiträumig im rechten Winkel angelegter Theke, an der auf Kniehöhe ein Holzbänkchen entlanglief, wo die Kundinnen ihre Taschen abstellen konnten und Kinder eine Sitzgelegenheit fanden. Kinder bekamen immer eine Scheibe Fleischwurst geschenkt. Vorne war die Frauenwelt, sauber, weiß, gläsern, gekühlt. Lilo trug ihre gestärkten weißen Kittel wie eine Uniform, und die Finger waren immer ein wenig rot und geschwollen vom Umgang mit dem gekühlten Fleisch. Auf der Ablage hinter der Theke lagen die Holz- und die weißen Kunststoffbretter, zerfurcht von Schnitten und mit scharfen Messern darauf zum Portionieren der Wurst, »wie viel darf es sein?«, der Hackblock mit dem Beil, die Aufschnittmaschine, die immer ein leises Brummen von sich gab, wenn die Säge rund lief und ein leises sssst sssst machte beim Herunterschneiden der Wurstscheiben. Ssst, sssst. Am Laufboden hinter der Theke waren in Vertiefungen Holzgitter ausgelegt, die samstags herausgenommen und im Hof mit kochendem Wasser übergossen und dann kräftig geschrubbt wurden.

Heißes Wasser, eimerweise über den Boden geschüttet, gab es auch hinten in der Wurstküche, der Männerwelt, wo es feucht war und dumpfig warm. Mein Vater und die Gesellen trugen Gummistiefel und weiße gummierte Metzgerschürzen, verschmiert von Blut oft, oder sie legten die silberne Kettenschürze an, um ihren Bauch beim Fleischauslösen vor Verletzung zu schützen. Zum Saubermachen benutzten sie Schläuche und trieben die Wurstreste mit dem Wasserstrahl vor sich her. Während vorne im Laden meine Mutter mit einer weiteren Verkäuferin im trockenen Kittel stand, war hier hinten alles glitschig, ein lautes Treibhaus, es wurde das Fleisch zerhäckselt im Kutter, die Wurst gekocht und mit einer Druckluftmaschine in Därme gepresst. Die

beiden Gesellen, die hier mitarbeiteten, erschienen mir wie Schatten, und wenn wir hereinkamen oder im Hof vor der Wurstküche spielten, fuhr mein Vater uns Kindern manchmal, zum Ärgern, mit seinen vom weichen Schmier der Leberwurst klebrigen Händen durchs Gesicht. Eimer voll dickflüssigem, warmem Blut, in dem Thermometer schwammen, standen zum Abkühlen an der frischen Luft, an den Haken hingen die gehäuteten Hälften toter Kühe. Manchmal lag auch ein verlorenes Tierauge herum, einfach so, auf den gekörnten Fliesen des Hofbodens, und starrte ins Leere.

Lilo hatte nie in einer Metzgerei arbeiten wollen, so wie ihre Mutter. Sie muss es aus Verliebtheit in meinen Vater getan haben, und weil es doch etwas anderes war, denn »Chefin« wurde sie jetzt gerufen, und diese Rolle lernte sie schnell. Ein bisschen etwas vom Modehaus nahm sie mit als eine ferne Sehnsucht. Sie dekorierte die Auslagen mit kunstvollen Stoffschleifen, verzierte die selbstgemalten Preisschilder mit roten und blauen Umrandungslinien – dicker Filzstift –, mit Herzen in den Ecken und Schnörkeln. Die Wurstplatten fürs Steigenberger Hotel oder den Industriellenclub drapierte sie auf ovalen, silbernen Tablett, ornamental garniert mit Senfgürkchen und Radieschen – sie dekorierte gern.

War sie glücklich? Anfangs sicher, und stolz auf das Erreichte, den gesellschaftlichen Aufstieg. Sie habe selten ein so verliebtes Paar gesehen, hatte Monika, die Verkäuferin in unserem Geschäft, einmal erzählt. Monika, von der ich bis heute nur den Vornamen kenne.

In der Hochzeitsnacht allerdings hat Lilo sich im Bad eingeschlossen. Weil sie aus der Modebranche kam, hatten die misstrauischen und zutiefst katholischen Schwiegereltern im Vorfeld der Eheschließung verlangt, dass meine Mutter ihre Jungfräulichkeit durch einen Frauenarzt nachweisen ließ. Es war ein Test, den Lilo mühelos bestand. Sie war geblieben, »wie ein junges Mädchen sein soll«. Und jetzt hatte sie Angst. Davor. Ich stelle mir meinen Vater vor, der an die Türe des Badezimmers klopft, versucht, sie zu beruhigen, zu überreden. Die Dame ist doch komplizierter, als er dachte, sehr kompliziert, wie sich bald herausstellt – und er ist wesentlich weniger sensibel und einfühlsam, als sein hübsches Gesicht glauben machen könnte.

*

Was für mich das Abitur war, muss für sie die Hochzeit gewesen sein: ein Ziel, ein Bruch, ein Neuanfang, der sich als Abgrund erweist, oder, in ihrem Fall, als glatte Wand. Bis dahin war der Weg klar. Bis zur Verheiratung musste sie kommen, das hatte sie geschafft. Und jetzt? Stieg sie patrilinear in einen fremden Clan ein, mit ihrer Mutter,

Gertrud Adler, als einzigem Mitbringsel ihrer Herkunft. Gierig, stolz auf ihre Tochter, die sie meistbietend verschachert hatte, bleibt Gertrud immer ein fremdes Element in dieser Familie. Auch dabei. Unter anderem. Etwas drall in den Sonntagskleidern und mit goldener Brosche am Busen. Immer mit diesem verunsicherten Lächeln einer, die weiß, dass man ihr nur mit angestrenzter Höflichkeit zuhört, dass sie nicht in ihrem Element ist, zu grob, zu simpel gestrickt für dieses Milieu. Meine Mutter dagegen: außerirdisch, sowieso von einem anderen Stern.

Sie muss nervös gewesen sein, sicher war sie eingeschüchtert und bot dem gleichzeitig die Stirn. Denn man redete nicht gut über sie, hinter ihrem Rücken, in Bilk. Kann so eine überhaupt arbeiten? So ein verwöhntes Modepüppchen passt nicht in eine Metzgerei. Und im Familienclan waren die Reihen dicht geschlossen. Bei den Roedigs drehte sich offiziell alles um den Stammhalter, den Namensträger. Die Geburt des ersten Sohnes, meines Vaters, habe Elisabeth Roedig als den »glücklichsten Moment« ihres Lebens bezeichnet. Endlich ein Junge. Diese Geschichte erzählen meine Tanten Burga und Rita immer und immer wieder, denn nach der Entbindung von ihnen, zwei Jahre zuvor, habe Elisabeth Roedig nur ausgerufen: »Mädchen? Und dann auch noch zwei?« Unverhohlene Verachtung fürs weibliche Geschlecht, die Töchter wurden streng erzogen, »Arbeitspferde« seien sie gewesen, die Söhne, bevorzugt, durften aufs Gymnasium. Und doch hatten im Hintergrund die Frauen das Heft in der Hand, ihre Dominanz war stets spürbar.

Es war nicht leicht, fast unmöglich, in diese fest gefügte Atmosphäre aus Familienstolz, Neid und versagter Anerkennung einzudringen. Alles, was von außen kam und weiblich war, wurde gebissen, ohne dass es so recht bewusst oder offen ersichtlich war. Eine Freundschaft zu meinen Tanten hat Lilo nicht entwickeln können, eine Beziehung zu ihrer Schwiegermutter, einer weinerlich kühlen Frau mit bieder exquisitem Geschmack, noch viel weniger. Im Angesicht dieser glatten Wand, an der sie eine Öffnung suchte, einen Vorsprung, eine Fuge, irgendwas, wird sie meinen Großvater als einzigen Halt gesehen haben. Er war ein eindrucksvoller Mann, Mitte fünfzig, der ihrem verlorenen Vater sogar ähnlich sah. Sie wäre so gern bei ihm untergeschlüpft. Sie brauchte Schutz, und er erschien immer als der Weiche, der Großzügige. Wenn er seinen Enkeln offiziell die Hand zur Verabschiedung gab, steckte oft ein heimlich klein zusammengefalteter Geldschein darin, Opa konnte auch Pralinen aus den Nasen der Kinder hervorziehen. Ein starker Raucher war er, aber ein gepflegter Mann, ein ehemals harter Arbeiter der, jetzt im Ohrensessel sitzend, seine Fingernägel ordentlich feilte und den herabfallenden Nagelstaub fein säuberlich auf einer Unterlage sammelte und zu Häufchen zusammenschob. Er konnte sehr charmant sein, auch zu seiner Schwiegertochter, aber